

Carina Nokolny

Fingerspitzen

Roman



Carina Nokolny

Fingerspitzen



Carina Nekolny
Fingerspitzen



Foto: Foto Nelson

Carina Nekolny, Dr. phil., geboren 1963 in Linz, studierte Germanistik, Geschichte, Philosophie und Historische Anthropologie, lebt als Schriftstellerin, Redakteurin der Zeitschrift *AUF* und Puppenspielerin in Wien. Sie schreibt Prosa, Hörspiele, Dramolette, Lyrics (Kantaten, Madrigale, Wiener Lieder, Porno Lyrics, Pamphlet Poetry) sowie Kinderbücher. Die Absolventin der wiener schule für dichtung hat in zahlreichen Literaturzeitschriften und Anthologien publiziert, wurde zu einschlägigen Festivals (z. B. Luaga & Losna 2007 und 2009) eingeladen und tritt immer wieder mit Performances auf.

Carina Nekolny ist u. a. Mitglied der *IG Autorinnen Autoren*, der *Sisters in Crime*, der Lyrikerinnen-gruppe *wientouristinnen in.form*, des Lyrikerinnen-kollektivs *sappho.net* und der *kunstkolchose aholj*.

Prosa: *Stimmen/Ränder. Erzählungen* (2006), *Yunnan. Unter südlichem Himmel* (2008), *Fress-Schach. Ein bulgarischer Winterkrimi* (2011), *Orpheus Traum. Mythologische Erzählungen* (2011), *Ausgleichende Gerechtigkeit. Ein Wiener Erwachsenenbildungskrimi* (2012), *Fremdheit und Nähe. Die erotische Mystik der süddeutschen Dominikanerinnen im Mittelalter* (2013)

Auszeichnungen (Auswahl): Wiener Autorenstipendium 2006, Paul-Maar-Stipendium 2008, Stipendiatin der Stadt München 2013).

Carina Nekolny

Fingerspitzen

Roman



»Fingerspitzen« von Carina Nekolny ist der zehnte Band der Edition Meerauge. 99 handnummerierte und signierte Exemplare sind reserviert für das Abonnement der Reihe. Interessentinnen/Interessenten wenden sich bitte an abonnement@edition-meerauge.at

Gesetzt aus der Sabon
Gedruckt auf 100g EOS 1,75-fach holzfrei

Lektorat: Angelika Klammer, Wien
Reihenlayout: Maik Haase, Berlin, Christoph Dertschei, Wien
Gesamtherstellung: Buch.Bücher Theiss, www.theiss.at

Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn
© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2016
ISBN 978-3-7084-0560-5

Printed in Austria



Unterstützt von

LAND  KÄRNTEN
Kultur



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH
KUNST

*Ich wusste nicht, dass ich etwas wusste
oder dass ich lebte oder etwas tat oder wünschte,
ich hatte weder Willen noch Intellekt.*

Helen Keller, *Meine Welt*

Es war einer dieser Spätnachmittage, die der Oktober im Alpenvorland mit sich bringt. Nebel aus den steilen Wiesen. Schattenkeile zwischen den Hügeln. Mostobstbäume, die ledrig roten und gelben Blätter im milden Licht. Beißender Geruch von glosendem Laub und Maische in der Luft.

Der Hof stand fast auf der Hügelkuppe, umgeben von Streuobstwiesen. Dann Felder und Wald, so weit das Auge im versickernden Licht reichte. Die Bäuerin erwartete die Gäste vor der Haustür, die Arme vor der Brust verschränkt. Der Körper geformt von Arbeit. Sie war noch nicht alt, ihr Haar jedoch fein und in einem Zopf gefasst. Kleiderschürze, Gummistiefel. Sie empfing die Pensionsgäste lächelnd. Aus dem Stall das Scharren und Mahlen der Kühe. Ein dünner blonder Bub steckte den Kopf durch die Stalltür. Die Frau bat die Gäste ins Haus, durchs Vorhaus vorbei an der großen Küche mit dem Sparherd, eine Holztreppe hinauf. Sie ging vor ihnen her ins Obergeschoß, um das Quartier zu zeigen. Müde stieg sie die knarrenden Stufen hinauf. Einen Augenblick das Gesicht des Kindes am Absatz der Treppe.

*

Ich, sagte er. Er schaute hinaus in die verschwimmende Landschaft. Ich, ich, ich. Tonlos sprach er. Schon den ganzen Nachmittag war das Wetter schlecht, die Hänge auf der anderen Talseite lagen im Nebel. Wo das vorgezogene Scheunendach endete, hing ein Regenvorhang. Die Katze strich um Tonis Beine. Rieb sich an ihnen. Das rechte tat weh. Dort hatte er den Tritt abbekommen. Er hatte ihn nicht vorausgesehen. Darüber war er wütend. Er schüttelte den Kopf, zog den Rotz auf. Sobald er an den Tritt dachte, kamen

ihm die Tränen. Wenn er wenigstens zurückgetreten hätte.

Sie würde ihn bald suchen. Noch ein paar Minuten. Die Regenfrau, die die Menschen in ihre nassen Arme schließt. Die Mutter, die ihn in die Arme schloss, wenn sie traurig war. Sehr traurig. Zärtlichkeit gab es im Grund nur dann. Er lehnte sich gegen das warme Fleisch. Roch den Schweiß der Mutter. Spürte das Zittern, das durch ihren Körper lief. Schmiegte sich in ihre Arme. Danach war alles wieder wie immer. Die Mutter, die ihn von sich schob. Den Rock glatt strich. Ihr Blick, der durch ihn hindurchging. Geh in den Stall, es ist Zeit. Und er ging. Zu den dampfenden Kühen, die ihn ansahen, wenn er das Heu ablud. Die ihre feuchten Nasen zwischen seine Beine schoben. Eine Kette klirrte. Er lehnte sich an den Bauch einer Kuh. Hörte es drinnen rumpeln. Die Luft voller Heustaub. Der Geruch nach Heu, wie im Juli. Sommer, dachte er, das Schwimmbad in Grünau. Den blauen Beckenboden sehen, unter Wasser, Luftblasen steigen auf. Die Luft anhalten, mit offenen Augen im Wasser, alles schwimmt. Das Bild löste sich auf. Das Schienbein pochte.

Morgen würde er zurückschlagen. Wenn sie es wieder sagten, würde er nicht den Kopf einziehen. Er nickte. Ballte die Faust in der Tasche. Sah in den Regen. Dort schwamm ein Boot. Schwamm übers Tal, regenaufwärts, nebelwärts. Er klopfte die Hose ab. Die Füße kribbelten. Er zog den Kopf ein wie beim Tritt. Immer zog er den Kopf ein. Rannte zurück über den Hof. Die Mutter mit verschränkten Armen vor der Tür. Bist fertig? Sie sah ihn nicht an.

Der sitzt immer im Schuppen, der Michel. Wenn er etwas angestellt hat, zack, sitzt er im Schuppen und schnitzt. Das tue ich nicht. Ich fürchte mich vor dem Schnitzmesser, seit ich mir einmal fast die Hand durchgeschnitten habe. Die Sehne, hat der Doktor gesagt, nicht die Hand. Abgerutscht bin ich, beim Pfeilschnitzen. Und gleich tief hinein ins Fleisch. Erst hat es gar nicht wehgetan. Ich hab immer gedacht, es tut sehr weh, wenn man sich schneidet. Aber das ist nicht so. Einfach hinein, wie in Papier. Und dann das Blut. So viel Blut, plötzlich. Wie beim Thomas. Wenn der hinfällt, blutet er aus der Nase. Wenn er direkt aufs Ohr fällt, auch aus dem Ohr. Aber meistens rollt er sich im letzten Moment zusammen wie die Minki. Dann macht er Geräusche, aus der Kehle kommen sie. Steht nicht mehr auf, schmiert das Blut herum und schreit. Ich habe nicht geschrien, als ich mir in die Hand geschnitten habe. Ich habe nur geschaut, dass es nicht aufs Gewand blutet. Wenn erst einmal Blut im Gewand ist, geht es fast nicht mehr heraus. Thomas hat auf seinen Hemden viele Flecken. Graue Flecken, wie Steine schauen die aus. Wenn man aufs Gewand blutet, muss man es sofort ausziehen und in kaltem Wasser einweichen, sonst bleiben die grauen Flecken. Das geht beim Thomas aber nicht. Der liegt am Boden und ächzt. Da kannst du ihm das Hemd nicht ausziehen, er lässt dich gar nicht so nahe heran. Nicht einmal die Mama. Es ist schon schwer genug, ihm das Gesicht und die Hände zu waschen, wenn er hinfällt. Er wehrt sich mit Händen und Füßen. Dann muss man zuerst warten. Erst dann kann ihn die Mama in die Arme nehmen, den Kopf in ihrem Schoß halten.

Und summen. Immer *Maikäfer flieg*. Das beruhigt ihn am ehesten.

Bei dem Michel aus dem Buch ist alles viel einfacher. Und lustiger. Der lebt auch auf einem Bauernhof, aber in Schweden. Dort gibt es Himbeeren und einen Knecht und die Lina. Und die Mutter hat einen dicken Zopf und ist jung. Die schimpft nicht mit ihm. Nur der Vater. Aber auch nicht sehr viel. Nur wenn er etwas angestellt hat, wie dem Vater eine Mausefalle direkt vors Bett stellen. Dann wird er in den Schuppen gesperrt und schnitzt Figuren. Wenn ich dem Vater eine Mausefalle vors Bett stellen und er sich die Zehen einzwicken würde, der würde mich nicht in den Schuppen sperren zum Figureschnitzen. Der würde gar nichts mehr reden mit mir. Nur der Thomas würde unruhig werden, wenn der Vater nichts mehr redet. Der spürt das. Dann rennt er womöglich gegen die Tür, bis er blaue Flecken hat. Dabei hat der Vater Thomas immer in Ruhe gelassen. Vor den Anfällen vom Thomas hat er Angst. Beim Thomas muss immer alles möglichst gleich bleiben. Denn wenn er sich aufregt, kann man ihn nicht bändigen. Dann wird er unberechenbar und wir müssen ihn wegsperren, weil er sich nicht mehr auskennt. Und wenn er hinausrennt, wird er vielleicht von einem Auto zusammengeführt. Weil er nicht sieht, wenn es kommt. Und hören kann er es auch nicht, höchstens spüren. Ich glaube, er spürt, wenn der Boden von einem Auto bebt.

Warum kann er nicht normal sein?, sagt die Mama manchmal, wenn sie sich über Thomas ärgert. Leise, damit es keiner hört. Sie weiß selbst genau, dass man nichts dagegen machen kann. Und dass er sich wieder beruhigt nach einiger Zeit. Wenn sie ihn streichelt und ihm *Maikäfer flieg* vorsummt, dann kommt aus

ihm ein Geräusch wie aus der Katze, wenn sie schnurrt. Nicht aus dem Mund, sondern aus der Brust. Seine Augen kippen dann nach hinten in den Kopf.

Er spürt viel mehr als wir. Wenn ich vor der Kamertür stehe und sie aufmachen will, wird er drinnen still. Er weiß, dass ich komme. So einen Bruder hat der Michel nicht. Der hat nur eine kleine Schwester, aber die spürt nichts durch die Tür. Die weint dafür gleich, wenn er ihr etwas zu Fleiß tut, aber sie versteht alles, was er zu ihr sagt. Außerdem hat er einen Freund, den Knecht. Ich kann mir seinen Namen nicht merken. Ist auch egal.

Wenn mich die Oma mit einem Buch erwischt statt mit einer Arbeit, sagt sie immer, Der studiert zu viel. Aber ich werde nicht studieren. Weil ich sicher nicht weggehe. Wegen der Mama und dem Thomas. Das hab ich dem Thomas erzählt. Er sagt es nicht weiter. Das ist so, als hätte ich es gar nicht erzählt.

*

Es regnete noch immer. Die Luft war nass. Und die Blätter waren verwaschen. Er hielt die linke Hand auf die Heizkörperrippen, strich dazwischen auf und ab. Grün waren sie, die Heizkörper, manchmal pochte drinnen das Wasser. Wie ein großes Herz. Als wäre im Keller ein riesiges Tier mit einem eisernen Herzen, das heißes Wasser in die Klassen pumpte. Damit die Kinder nicht froren. Damit die Lehrerinnen keine roten Nasen bekamen. Die dicksten Tropfen schnalzten laut auf dem Blechdach gegenüber, Regenschnüre hingen vor dem Fenster. So dicht, man konnte die Kirche nur vage sehen. Auch vom ADEG-Markt sah man nur das verschwommene Licht. Wir sind Fische,

dachte Toni. Die Lehrerin ist eine Fischlehrerin, sie macht das Maul auf und zu, blubb blubb, es kommen Blasen heraus. Er versuchte zu verstehen, was die Lehrerin sagte. Sie stand vor der Tafel und erklärte etwas. Hatte ein Viereck aufgezeichnet. Ihre Worte gingen unter, sie blieben in den Regenketten vor dem Fenster hängen. Der gelbe Lichtfleck vom ADEG-Markt. Die Mohnflesserln sind sicher schon verkauft, dachte Toni. Der Thomas isst gern Mohnflesserln. Dann hat er den Mund voll Mohn. Zwischen den Zähnen pickt er, auf der Zunge auch. Mohnspucke hat er dann. Er stopft die Flesserln in den Mund, ohne zu kauen. Bis er kaum mehr atmen kann. Die Hand wanderte über die Heizungsrippen. blieb dort, wo die grüne Farbe abgeplatzt war, hängen. Strich darüber, strich dagegen. Toni, wie viel Drahtzaun braucht man? Die Lehrerin zeigte auf die Angaben auf der Tafel. Klopfte darauf. Machte einen spitzen Mund. Wie viel macht das aus? Wenn du die Öffnung für den Zaun weglässt? Ihre Stimme war hoch. Immer, wenn sie sich ärgerte, war ihre Stimme hoch. Sonst war sie warm, die Lehrerinnenstimme. Aber jetzt nicht. Sie stach in den Ohren. Der Bub schreckte auf, schaute sich um. Die anderen Kinder hielten die Köpfe über ihre Hefte gebeugt. Ein paar kicherten leise, damit die Lehrerin nicht mit ihnen schimpfte, sondern nur mit Toni. Sie schimpfte oft, wenn die anderen gemein waren. Das konnte sie nicht leiden. Dann schimpfte sie. Weil man nicht gemein sein sollte zu den Schwächeren. Oder schadenfroh. Das war feig. Das durften nur die Erwachsenen. Da sagte niemand etwas. Die Wörter strömten jetzt aus ihrem Mund. Ihre Wangen waren zwei rosa Flecken. Der Mund ging auf und zu. Die Wörter standen über Toni. Er hielt die Luft an. Schaute auf den Mund der

Lehrerin, atmete nicht. Hinter ihr das Viereck. Kein Zaun, er sah keinen Zaun, sah nur einen dicken Kreidestrich, einen Kreidebauch. Sie sah ihn an. Ihr Zeigefinger noch auf der Tafel. Die Kuppe war voll Kreidestaub.

Man muss den Draht befestigen, ging es Toni durch den Kopf. Man muss ihn irgendwo annageln. Oder einhängen. Man braucht Zaunpfähle. Sonst rennen die Tiere weg. Die finden jedes Loch und rennen davon. Besonders die Ziegen. Für die reichen drei Drahtseile nicht. Die springen drüber. Die brauchen Maschendraht. Hoch hinauf und bis in den Boden. Sonst sind sie weg. Gehen immer dorthin, wo das beste Gras wächst. Man findet die Löcher nur, wenn man aufpasst, wo sie wieder hineinschlüpfen. Sonst nicht. Die Ziegen schlüpfen immer dort wieder herein, wo sie herausgeschlüpft sind. Dann kann man den Zaun zumachen.

Der Zeigefinger der Lehrerin war nicht mehr auf dem Viereck. Er war in der Luft. Nach der Stunde kommst zu mir, sagte die Lehrerin. Ihre Stimme war jetzt leise. Das war noch schlimmer als hoch. Hoch tat in den Ohren weh, leise im Herzen. Er schämte sich. Die Lehrerin drehte sich um und fragte jemand anderen. Toni legte die Hand auf den Heizkörper, ganz fest. Ließ sie dort liegen. Erst als er es gar nicht mehr aushielt, nahm er sie weg. Ein kleiner grüner Lackspan klebte auf dem Daumen. Es läutete.

*

Irgendwann werden wir alle ertrinken. Wenn die Welt den Regen nicht mehr aufsaugen kann. Eine Riesenwelle, und weg sind alle. Menschen und Tiere. Die Münichleitner Lisi ist auch einfach untergegangen.

gen, als das Hochwasser war. Beim Wehr, wo im Sommer der beste Platz zum Hineinspringen ist, ist sie ausgerutscht und in den Fluss gefallen. Die Wellen haben sie weggerissen, wahrscheinlich ist ihr gleich ein Ast auf den Kopf gefallen. Dann ist sie untergegangen. Erst unten beim Sägewerk haben sie sie gefunden, die Lisi. Nicht gleich. Nach zwei Tagen im Turbinengitter, da war sie schon tot. Ihr Kopf war ganz dick. Das könnte dem Thomas auch passieren, wenn wir nicht achtgeben. Weil er nicht schwimmen kann. Der Thomas kann sehr leicht ins Wasser fallen, wenn er sich wo nicht auskennt. Die Mama hat gesagt, wenn es blöd hergeht, kann er ertrinken. Beim Hochwasser fliehen die Tiere als Erste, hat der Papa gesagt. Die merken es vorher. Die rennen weg. Alle auf einen Berg. Gut, dass der Thomas beim Hochwasser im Haus war, nicht draußen. Der hätte gar keine Chance gehabt. Der wäre gleich untergegangen. Nicht einmal ich hätte noch ans Ufer schwimmen können. Es ist kein Wunder, dass die Lisi es nicht geschafft hat. Die Lisi hat schwimmen können, fast so gut wie ich. Jetzt ist sie am Friedhof. Auf das Grab haben sie eine weiße Statue gestellt mit einem Kind, das sich zusammenkauert. Es ist das einzige Grab mit so einer Statue. Die anderen haben alle ein Kreuz oder einen Stein. Falls der Thomas stirbt, sollen sie ihm auch so eine Statue machen. Die Mama sagt immer, was wird aus ihm werden, wenn sie einmal nicht mehr ist. Sie meint, dann wird ihn der Papa weggeben. Dann wischt sie sich die Augen. Ich würde ihr gern sagen, dass ich, wenn sie stirbt, auf Thomas schauen werde. Dass er immer bei mir bleiben kann. Zu fremden Leuten kommt er nicht. Aber sie fragt mich nicht. Und der Papa sagt gar nichts. Hoffentlich fängt die Lehrerin nicht wieder damit an, dass sie mit

der Mama reden will. Schimpfen kann sie von mir aus, aber damit soll sie nicht wieder anfangen.

*

Er saß vor dem Tisch im Lehrerzimmer. Frau Maderthaler hatte ihn hereingerufen, ihm bedeutet, sich zu setzen. War dann wieder verschwunden. So saß er mit dem Rücken zum Fenster vor dem Tisch, hielt die Hände krampfhaft im Schoß. Kein Heizkörper weit und breit. Wenn Toni die Augen schloss, konnte er den Regen hören. Wie die Waschmaschine, die man durch zwei Wände hörte, wenn sie die Bettwäsche der Pensionsgäste schleuderte. Toni versuchte, gerade zu sitzen. Spürte die schwer werdenden Beine. Die Füße, die zucken wollten. Er hielt sie im Zaum. Die Lisi hatte er manchmal auch im Zaum gehalten, wenn sie gerauft hatten. Die Lisi war ehrgeizig, sie wollte immer gewinnen. Schade, dass das der Thomas nicht sieht, dachte Toni und wippte mit den Beinen. Toni hat Stromfüße, sagte die Mutter. Und eine blühende Fantasie. Darum redete er nicht mehr mit ihr über das weiße Mädchen am Grab. Er wippte mit den Füßen. Hör endlich auf, du Zappelphilipp, ich versteh ja nichts, brummte der Vater, wenn er ihn beim Fernsehen störte. Dabei konnte er nichts dafür, die Beine taten das von selbst. Er hatte bemerkt, dass sie nur zappelten, wenn er Schuhe anhatte. Wenn er bloßfüßig war oder in Socken, dann nicht. Aber kaum hatte er Schuhe an, begannen sie zu zappeln. Sogar wenn er nur Zehenschlapfen trug. Obwohl das ein anderer Tanz war, den die Beine in Zehenschlapfen machten. Viel schneller als in Gummistiefeln. Es war wie Zauberei. Wenn er jetzt die Schuhe ausziehen könnte, würden die Beine ganz brav und ruhig sein. Aber das

durfte er nicht. Nicht in der Schule. In der Schule wollten sie keine bloßen Füße.

Er versuchte sich das gelbe Licht vom ADEG vorzustellen. Fizzers könnte er nachher kaufen. Wenn das da vorbei war. Die Lehrerin würde wieder sagen, dass er doch so ein vifer Bub ist. Dass er sich zusammenreißen soll, damit das Zeugnis gut wird. Dass sie sich Sorgen um ihn macht, weil er müde ausschaut. Weil er so wenig redet, verschlossen ist, sagt sie. Dass es doch schließlich um seine Zukunft geht. Um die Möglichkeit, ins Gymnasium zu gehen. Um die guten Noten, die er dafür braucht. Dass er sich dafür konzentrieren muss. Er könnte sonst, statt gleich heimzugehen, vielleicht noch Fizzers kaufen. Falls es dann noch nicht zwölf war. Von zwölf bis drei keine Fizzers. Keine Flessern für Thomas. Er würde schauen, ob es noch welche gab. Dann mit dem Sackerl vor Thomas' Kammertür stehen und warten, bis der Duft des Gebäcks durch die Tür zog. Thomas würde zu wetzen beginnen, mit den Füßen scharren. Dann würde er die Tür aufmachen. Thomas würde den Luftzug spüren. Toni brauchte sie nur halb aufzumachen. Mehr nicht. Er würde hineinschlüpfen. Nüstern würde der Thomas machen, wegen dem Geruch, viel Spucke im Mund haben. Er würde mit den Handflächen auf die Oberschenkel schlagen. Oder mit den Händen rudern. Und danach, wenn Thomas alles aufgegessen hat, den Mund voller Mohnbrösel hat und lacht, dass man jeden einzelnen Mohnpunkt zwischen den Zähnen sieht, nimmt Toni die Fizzers aus der Tasche. Legt sie Thomas in die Hand. Schließt seine Hand um die Fizzersrolle. Hand über Hand. Er weist Thomas den Weg zum Sessel, immer noch Hand über Hand. Thomas fährt mit der freien Handfläche über die Sessellehne, die Sitzfläche, setzt sich. Hebt

den Kopf zur Decke. Der Blick fällt zurück in den Schädel. Wie wenn die Mutter singt. Mit geschickten Fingern packt er die Fizzers aus. Schnell ist er, ein Fingerspitzenmensch. Vielleicht hatte Thomas an den Fingerspitzen Augen.

Frau Maderthaler kam zurück. Mit ihr der Direktor. Toni senkte den Blick. Er wollte nicht in die ernstesten Gesichter schauen. Er schämte sich. Anton, sagte der Direktor. Anton, schau mich an, wenn ich mit dir rede. Der Direktor stand hinter dem Tisch. Toni sah auf, dann auf die Hände, die er zwischen seine Beine gepresst hielt. Damit die Füße nicht zuckten. Die Lehrerin stand neben dem Direktor. Toni, sagte sie, hast du wieder nicht genug geschlafen? Toni sah auf seine Knie, sah sie gerade nebeneinander stehen. Sehr schön, dachte er. Die Lehrerin sagte immer das Gleiche. Was ist denn los mit dir? Schläfst du zu wenig? Wie geht's der Mama? Ist der Thomas krank? Du weißt ja, sagte sie und lächelte ihn an, dass wir dich für einen klugen Burschen halten. Dass du bessere Noten haben könntest. Wenn du mehr tun würdest. In letzter Zeit wirkst du recht abwesend, recht unkonzentriert. Wenn du eine gute Note in Rechnen willst, musst du dich jetzt zusammenreißen, Toni. Oder möchtest du nicht ins Gymnasium gehen? Und wegen dem Thomas brauchst du dir nicht solche Gedanken machen, dafür sind deine Eltern zuständig, nicht du. Die können das, keine Angst. Das ist ihre Verantwortung. Deine ist, dass du ein gutes Zeugnis bekommst. Dafür bist allein du verantwortlich. Alles andere kannst du ruhig Mama und Papa überlassen. Dass wäre das Beste.

Woher die Erwachsenen immer wissen wollten, was das Beste war. Der Direktor nickte. Schob ein Papier vor sich auf und ab. Es lag verkehrt. Der Stem-

pel, der verkehrt herum aussah wie ein Kürbis. Und die Unterschrift darunter wie eine große Schlaufe, eine Kürbisranke. Die Kürbisse, die hinterm Stall am Misthaufen wuchsen, hatten auch solche Ranken. Anton, die Stimme des Direktors, wir wollen dir helfen. Euch helfen. Das weißt du doch. Du schaust, dass du dich in der Schule wieder konzentrierst. Frau Maderthaner wird mit deiner Mama reden. Toni schaute auf das Kinn des Direktors, wie es auf und ab ging beim Reden. Die Lehrerin sagte gar nichts, lächelte ihn nur an, nickte. Toni spürte Tränen aufsteigen. Er hielt die Hände fest auf den Knien.

Hast du gehört, Anton? Du kannst dich für die Hausübung auch zu Frau Maderthaner ins Lehrerzimmer setzen, wenn du dich dort besser konzentrieren kannst. Wenn du zuhause keinen Platz hast. Mit der Mama ... Die Stimme des Direktors. Eine schöne Stimme. Nein, wollte Toni schreien. Aber er konnte nicht. Weil er seine Knie festhalten musste. Die Füße und die Tränen, alles musste er festhalten. Der Direktor nahm das Papier vom Tisch. Für die Mama, sagte er, gib ihr den Brief. Sie soll ruhig kommen. Sag ihr das. Oder unbedingt anrufen. Dann machen wir uns etwas aus. Toni löste mit Mühe die Hände von den Knien, nahm den Brief, nickte. Ging, ohne zu wissen wie, aus dem Raum. Durch den Schulgang und die Klasse hinaus in den Regen. Der ADEG hatte Mittagspause.

*

Ich kann in die Scheune gehen, wenn ich meine Ruhe haben will. Wenn es regnet genauso, wie wenn die Sonne scheint. Ganz egal. Da ist keine Kammertür, die hinter mir zugesperrt werden kann. Überhaupt

sind auf unserem Hof fast keine Türen versperrt. Tag und Nacht steht das Haus offen. Und die Scheune kann man nur mit einem Balken verriegeln, aber das tut keiner. Warum auch? Was sollte jemand aus einem Stadel stehlen? Das Heu? Sicher nicht. Die Minki? Die lässt sich nicht fangen. Nicht einmal streicheln lässt sie sich von Fremden. Oder von den Pensionsgästen. Vor denen spaziert sie zwar herum, aber streicheln lässt sie sich nur von der Mama und von mir. Und vom Thomas. Den hat sie gern. Uns auch, weil wir ihr Milch geben. Uns zeigt sie sogar die Jungen. Schön sind sie nicht, die jungen Katzen. Ich hätte lieber einen Hund. Oder einen Wolf. Blöd nur, dass es bei uns keine Wölfe gibt, die sind längst ausgestorben. Man sieht sie nur mehr im Wildpark in Grünau. Dort haben sie ein Rudel. Hinter einem Zaun natürlich. Vor dem Leitwolf ducken sie sich. Dann jaulen sie und legen den Kopf in den Dreck. Wenn sie aber die Stärkeren sind, beißen sie und knurren und zeigen die Zähne. Mit gesträubtem Fell, damit sie größer ausschauen. Das machen alle, Große und Kleine, sogar die Kinder. In der Schule auch.

Ich stelle mir manchmal vor, dass Thomas sehen und hören kann. Dass er ein ganz normaler Bub ist. Ich frag mich immer, was Thomas für Augen hätte, wenn er normal wäre. Seine Augen haben nämlich keine richtige Farbe. Bei Thomas glaubt man, die Farbe kommt von innen heraus. Und wechselt. So dass man nicht erkennen kann, ob die Augen blau sind oder braun. Die Augen von Thomas sind nicht wie bei anderen Menschen. Normale Menschen haben entweder blaue Augen, wie ich. Oder braune, wie die Lisi. Manche haben auch graublau oder grüne. Aber selten. Und noch seltener kann ein Mensch rote Augen haben. Das schaut nicht schön

aus, aber möglich ist es. Bei den Katzen wird manchmal eine rotäugige geboren, die ist dann ganz weiß. Und von Geburt an taub. Die kannst du locken, sie hört es nicht. So wie der Thomas. Seine Augen haben überhaupt keine Farbe. Die Frau Maderthaler hat gesagt, dass Thomas' Augenmuskeln nicht so stark sind wie bei einem Sehenden. Deshalb rutschen die Augen weg, wenn er sich anstrengt. Und dann kippen sie in die Augenhöhlen zurück und man sieht nur das Weiße. Das klingt kompliziert, finde ich.

Ich möchte gerne wissen, ob der Thomas innen im Kopf etwas sieht. Farben, Muster oder Bilder. Oder was er nicht sehen kann. Ob die Mama freundlich schaut oder finster, das kann er sicher nicht erkennen. Spüren vielleicht, aber tasten nicht. Oder ob etwas schön ist. Wie kann Thomas erkennen, dass ein Regenbogen schön ist? Wo er ihn doch weder sehen noch fühlen kann. Ein Regenbogen besteht doch nur aus bunter Luft. Und erst die vielen Dinge, die er gar nicht kennt. Wie geht das dann? Wenn er etwas nicht kennt, weil er es noch nie gespürt hat? Ein Auto zum Beispiel. Das kann er nicht so gut abtasten, das ist zu groß. Sonst tastet er alles ab mit den Fingerspitzen. Er tastet mein Gesicht ab. Vielleicht erkennt er dann, dass meine Wangen runder sind als die von der Mama. Oder dass die Mama am Hals ein Muttermal hat, das vorsteht. Die Bartstoppeln vom Papa erkennt er sicher. Die stechen. Und seine Augenbrauen. Die sind viel struppiger als die von der Mama oder mir. Wie eine Feder, so leicht fährt Thomas über mein Gesicht. Das kitzelt. Ich mache die Augen zu und kann mir die Mama vorstellen. Viel genauer, als wenn ich sie anschau. Dann sehe ich, wie sie atmet. Und dass sie einen Leberfleck am Oberarm hat und eine Narbe von der Pockenimpfung. Auch wenn sie einen

Pullover anhat, sehe ich die Narbe von der Pockenimpfung auf ihrem Arm. Weil ich weiß, dass sie da ist. Pockennarben haben nur die Erwachsenen. Die Pocken sind schon ausgestorben, darum brauchen sich die Kinder bei uns nicht mehr gegen Pocken impfen lassen. Nur mehr gegen Tetanus und Masern und Zecken. Und die Schluckimpfung gibt es auch noch. Gegen Kinderlähmung. Man braucht nur ein Stück Zucker essen. Sogar der Thomas kann das. Und tut es gerne. Manchmal bringe ich ihm ein paar Stück Würfelzucker, damit er sich freut.

Wenn der Thomas Kinderlähmung hätte, könnte er mit dem Rollstuhl nicht zur Haustür hinaus, weil da zwei Stufen sind. Und seine Kammer ist das einzige Zimmer im Haus, das oft zugesperrt ist. Wenn die Mama nicht auf ihn schauen kann und ich auch nicht, muss sie ihn manchmal einsperren. Wenn zu viele Gäste da sind. Oder wenn sie melken geht. Sonst ist er die meiste Zeit bei ihr in der Küche und im Haus. Nur allein hinausgehen kann er nicht. Da muss jemand dabei sein. Außer der Kammer vom Thomas sind nur die Gästezimmer versperrt, weil manche Gäste ihre Tür zusperren. Ich glaube, damit wir nicht sehen, was sie drinnen tun. Die essen zum Beispiel im Zimmer, und dann ist es ihnen peinlich. Wir tun so, als würden wir nichts merken. Die Mama sagt, das gehört sich so. Sie hat einen zweiten Schlüssel zu den Gästezimmern. Die kann immer hinein. Aber das wissen die Gäste nicht. Sonst ist es ein offenes Haus. Fliegt auf der einen Seite rein, auf der anderen raus, sagt man. Es gibt für alles einen Spruch, sagt die Oma, wenn sie auf Besuch kommt. Sprichwörter wie Sand am Meer.

Das ist mein Bruder. Wenn der spät schlafen geht, dann hört man das, sagte Toni zu dem Buben und schaute ihn verstohlen an. Ungefähr gleich alt war er, aber viel dicker als Toni. Der Bub war mit seinen Eltern übers Wochenende in der Pension einquartiert. Sie wohnten genau unter Thomas' Kammer und hatten ihn sicher die letzte Nacht gehört. Toni hatte kurz erwogen, Leon, so hieß der Bub, zu erzählen, dass am Dachboden ein Klabautermann wohnte. Dann hatte er es aber doch lieber bleiben lassen. Sicher wusste Leon nicht einmal, was ein Klabautermann war. Wahrscheinlich würde er es auch nicht glauben. Die Familie kam aus Wien und alle drei waren dick. Der Vater, die Mutter und der Sohn.

In Wien gibt es überhaupt keine Kühe, hatte Leon gesagt. Und keine Landschaft. Die Buben saßen hinterm Haus auf der Bank, dort, wo sonst Thomas saß, wenn es warm genug war, und schauten auf die Wiese. Wirst schon sehen, sagte Toni, bald kommt mein Bruder. Der hat ein Moped, das geht sogar schneller, als die Polizei erlaubt. Und er ist stark. Leon schaute ihn groß an und schwieg. Er fürchtete sich, dachte Toni. Vor Thomas. Er musste innerlich lachen. Mein Bruder ist so stark, setzte Toni fort, der haut sogar einen Stier um, wenn er will. Echt? Leon war skeptisch. Wie alt ist denn dein Bruder. Bald achtzehn, sagte Toni. Und so groß. Er stand auf und zeigte wie groß. Ungefähr so. Sie schwiegen wieder. Ist er nett?, fragte Leon schließlich. Nett? Toni lachte spöttisch. Nett ist er sicher nicht. Stark ist er, und wenn man ihn ärgert, dann kann es sein, dass er einem eine Ohrfeige gibt. Bei ihm musst du immer höllisch aufpassen, wie du dreinschaust. Wenn er findet, dass du blöd schaust,

haut er dich vielleicht. Einfach so. Echt? Leon wurde immer leiser. Er stopfte die Hände in die Tasche seines Sweaters, schließlich flüsterte er, Dich auch? Toni lachte. Mich? Warum sollte er mich hauen? Ich bin sein Bruder. Aber wenn ich ihm sage, dass du mich beleidigt hast, haut er dich. Toni schaute Leon an. Der zuckte zusammen. Toni grinste. Keine Angst, meinte er gutmütig. Ich sag's ihm nicht.

Sie schauten dem Licht in den Bäumen zu. Einem Bussard, der seine Kreise zog. Und was tut er sonst?, fragte Leon. Toni wusste nicht, was er sagen sollte. Plötzlich hatte er den Faden verloren. Du bist blöd, sagte er und stand auf. Du fragst so blöd. Er spuckte vor die Bank und ging. Leon saß da, mit baumelnden Beinen und schaute auf seine Zehen.

*

Was hätt ich ihm sagen sollen, was der Thomas sonst noch tut, überlegte Toni, während er auf seinem Ausguck im Heustadel saß. Thomas tut ja eigentlich nicht viel. Zumindest nichts Spannendes. Nichts, was ein großer Bruder normalerweise tut. Er wartete auf Minki, aber die Katze ließ sich nicht blicken. Toni war ärgerlich. Eigentlich hätte er ganz gern mit Leon gespielt. Es war zu dumm. Da war endlich ein anderer Bub in seinem Alter, und dann wusste er nicht, was er mit ihm anfangen sollte. Vor allem nicht mit so einem Buben aus der Stadt. Mit einem Kind aus dem Ort wäre es vielleicht leichter. Oder auch nicht. Die wussten, dass es Thomas gab. Aber die kamen nicht. Wenn ich wirklich einen normalen großen Bruder hätte..., dachte Toni und versuchte sich einen anderen Thomas vorzustellen. Einen, der sah und hörte und eine Lehre machte und so war wie die anderen Burschen.

Er starrte hinaus in die Herbstluft, die jetzt, wo die Sonne weg war, kalt war und klamm. Vielleicht hätte ich dem Leon lieber vorschlagen sollen, dass wir zur Ruine radeln, dachte Toni. Das wäre spannender gewesen und vielleicht hätten wir etwas erlebt. Ein Verlies gefunden zum Beispiel. Mit der Lisi wäre ihm ein Verlies nicht entgangen. Aber die war nicht da. Aber schön wäre es vielleicht doch gewesen. Er hätte zumindest die Taschenlampe vom Vater mitnehmen können. Oder sie hätten zur Alm gehen können. Hinunter zum Campingplatz. Oder zur Prohaska-Wehr auf die Schotterbank und dort ein Feuer machen oder platteln oder versuchen, eine Forelle zu fangen. So wie der Papa, der immer wieder die Geschichte erzählte, dass er als Bub mit bloßen Händen die Forellen unter den Steinen gefangen hatte. Er seufzte. Irgendwie ging es immer schief mit den anderen. Er versuchte sich das Wasser vorzustellen. Das Türkis des Flusses, die in der Strömung stehenden Fische, das wie kleine Schiffe dahintreibende Herbstlaub. Er bekam das vertraute Wassergefühl. Das Aquariengefühl. Wo er so hörte wie unter Wasser. Wo er meinte, Luftblasen aufsteigen lassen zu können. Wo die Welt rundum sich wabernd bewegte und unscharf wurde. Er schloss sich in eine große Luftblase ein, trieb mit ihr über den Fluss, unter der Brücke durch, die Bahn entlang zum kleinen E-Werk. Dann dem Sägebach nach bis dorthin, wo der Fluss tief wurde und langsam. Dort, wo die Lisi ...

Eine Fledermaus hing im Dachstuhl. Oder war es nur ein Schatten? Am Abend frag ich den Leon, ob er morgen mit mir zur Prohaska-Wehr radelt, nahm sich Toni vor und die Geräusche rundum drangen wieder durch. Das Aquarium löste sich auf, nur von der Katze weit und breit keine Spur.

Es roch nach frisch gebügelter Wäsche im Raum. Im Schatten des Türflügels stand die Bügelmaschine, an der Thomas saß. Er hockte an der Kante des Hockers, beugte sich nach vorne. Fuhr mit den Händen leicht über den metallenen Bügel und die stoffbespannte Walze. Vorsichtig. Unter dem Bügel war es heiß. Die flache Hand zuckte, als Thomas die Hitze spürte. Er nahm mit der Rechten einen Polsterüberzug aus dem Wäschekorb, maß die Größe, indem er die Kanten entlangfuhr, bis er die Zipfel fand. Hielt den Überzug gespannt zwischen den Händen. Dann legte er ihn auf die Walze, direkt unter den Bügel, strich mit einer sicheren Bewegung darüber, so dass der Stoff an der Walze haftete. Dann zog er die Hände weg und betätigte den Fußhebel, der den Bügelmechanismus in Gang setzte. Schnell fuhr er mit den Händen unter die Walze. Hielt sie, die Handflächen nach oben, dort, bis der Polsterüberzug in seine Hände glitt. In dem Moment nahm er den Fuß vom Pedal, zog den geplätteten Stoff heraus. Dann suchte er wieder die Zipfel, vorsichtiger noch diesmal, legte sie übereinander, faltete den Überzug in der Mitte zusammen, Kante auf Kante, alles mit schnellen, sicheren Bewegungen. Er legte den Bezug auf die Fläche unter der Walze, streifte ihn noch einmal aus, dann drehte er sich zur linken Seite und deponierte den noch warmen Polsterüberzug auf den anderen, die dort schon gestapelt waren. Er lächelte und nickte leicht mit dem Kopf. Die Mutter, die vor dem Fenster am Bügelbrett stand, sah kurz auf, dann bügelte sie weiter den Kragen des blauen Hemdes, das sie vor sich liegen hatte. Auch sie lächelte. Es freute sie, wenn der Bub zufrieden war. Und er war ein dankbarer Arbeiter, jede Ablenkung war ihm

recht. Und ihm wurde nicht so schnell fad. Nicht so wie Toni. Der war zum Bügeln nicht zu gebrauchen. Da war Thomas eine größere Unterstützung, der bügelte auch die gesamte Pensionsbettwäsche, wenn es sein musste. Während sie das frisch gebügelte Hemd zuknöpfte, schaute sie Thomas zu. Er war flink und sicher in all seinen Bewegungen. Kaum dass ihm einmal ein Stück hinunterfiel. Fast wie ein Automat, dachte sie und musste wieder lächeln. Diese einförmigen, leichten Arbeiten waren für Thomas gut geeignet. Ich würde sie ihm ja gar nicht zumuten, dachte sie, wenn er nicht so eine Freude damit hätte. Sie war sich sicher, dass Thomas spürte, dass er etwas Nützliches tat. Etwas, das ihr half. Etwas, das notwendig war. Es fiel genug Wäsche an, wenn die Pension voll war. Und beim Bügeln musste man nicht so aufpassen auf ihn, da waren ihm alle Handgriffe vertraut. Dann saß er stundenlang auf seinem Stockerl, immer ganz vorn an der Kante, und bügelte Stück um Stück. Bis der Korb leer war.

Wenn sie ihn ins Bügelzimmer führte, schien er schon zu wissen, was kommt. Er tastete den Tisch vor sich ab. Sie gab ihm dann die Sprühflasche mit der Wäschestärke in die Hand und er nahm sie und gluckste. Beim ersten Mal hatte er, sobald er den Sprühmechanismus entdeckt hatte, in alle Richtungen gesprüht und die Stärke auf dem Tisch, auf ihrem und seinem Gesicht verteilt. Er hatte die Flasche auch nicht mehr hergeben wollen, und sie hatte sie ihm fast mit Gewalt entwinden müssen. Aber jetzt wusste er Bescheid. Jetzt sprühte er nicht mehr einfach so herum, sondern nur mehr auf die Wäsche. Und nur dann, wenn sie seine Hand nahm und auf das Bügelbrett legte, ihn die Tischwäsche mit den Spitzen oder die Häkeldeckel der Oma abtasten ließ, ihm die

Flasche in die Hand drückte. Dann sprühte er, sonst nicht. Das hatte sie auf die Idee gebracht, ihm immer, wenn sie ihn zum Bügeln mitnehmen wollte, die Flasche zu geben. Bis er verstand.

Seitdem kam er gern mit ihr, folgte ihr widerstandslos aus seiner Kammer. Den Gang entlang konnte er allein gehen. Man musste nur aufpassen, dass nichts im Weg stand. Er tastete sich an der Wand entlang. Nur mit den Fingerspitzen. Das letzte Stück zur Stiege nahm sie seinen Arm. Dann konnte er wieder selbst gehen, das Geländer leitete ihn. Dass man im Erdgeschoß nach links musste, um in die Küche und dann ins Bügelzimmer zu kommen, war ihm vertraut. Manchmal dachte sie, Thomas ist doch ein ganz gescheiter Bursche. Nur kennen muss er die Sachen. Etwas Neues ist nichts für ihn. Aber bei den vertrauten Sachen ist er geschickt. Solange er nicht erschreckt wird oder sich ärgert. Dann wird er allerdings unberechenbar. Aber solange alles langsam und vorsichtig geschieht, so dass er sich auf eine Sache einstellen kann, ist es okay.

Sie nahm das nächste Hemd und legte es auf. Schaute aus dem Fenster. Im Radio spielten sie *Autofahrer unterwegs*. Sie hatte es gern, nebenbei das Regionalprogramm laufen zu lassen. Einerseits wegen der Nachrichten, andererseits weil sie hoffte, Neuigkeiten aus der Gegend zu hören. Die Schlager gefielen ihr auch. Besonders die, die sie kannte. Dann summt sie gern mit. So ging die Arbeit leichter von der Hand. Sie warf einen Blick auf den Sohn, der den letzten Polsterüberzug gebügelt hatte. Jetzt waren die großen Stücke dran. Leintücher und Bettbezüge. Da mussten sie gemeinsam arbeiten. Sie stellte das Bügeleisen weg, ging zu Thomas, berührte ihn von der Seite leicht am Unterarm, damit er sich nicht schreckte. Er

suchte ihre Hand, den Kopf nach wie vor nach unten gerichtet. Wartend. Sie nahm ein Leintuch, gab ihm einen Zipfel in die Hand. Thomas stand auf, ohne den Leintuchzipfel loszulassen. Er glitt am Stoff entlang, Zentimeter um Zentimeter, rasch, bis er das Ende fand, den zweiten Zipfel fasste, sich in den Raum drehte. Die Mutter spannte ihre Seite des Leintuchs, Thomas tat es ihr gleich. Einen Augenblick hielten sie das Tuch ausgebreitet, dann falteten sie es in der Mitte und noch einmal. Jetzt war es schmal genug, jetzt passte es auf die Walze. Die Mutter hängte das zweifach gefaltete Leintuch über eine Sessellehne. Thomas suchte im Korb nach dem nächsten. Die gleiche Prozedur, bis alle vorbereitet waren zum Bügeln. Ab jetzt konnte er allein weiter machen. Ab jetzt wusste er, was zu tun war. Er zog scharf die Luft ein, orientierte sich tastend noch einmal, setzte sich wieder vor die Maschine und bügelte weiter. Ab und zu hielt er kurz inne, so als lauschte er. Vielleicht hört er ja auch wirklich etwas, dachte die Mutter. Natürlich nicht mit den Ohren, aber irgendwie gefühlsmäßig. Vielleicht spürt er ja etwas. Schön wär's.

Ein Luftzug ging durch den Raum, als die Küchentür einen Spalt aufging. Grüß Gott, rief der Briefträger. Er hatte den Kopf hereingesteckt und war schließlich ganz in die Küche gekommen. Mach die Tür zu, es zieht, rief die Frau. Dann schob sie das Bügelbrett von sich und ging in die Küche. Hallo, Heidi, sagte der Briefträger und reichte ihr einen Paken Post. Ein Paket ist auch dabei. Da zum Unterschreiben. Er deutete auf einen gelben Zettel. Hast du wieder was bei der Quelle bestellt? Mhm, die Frau kritzelte ihre Unterschrift auf den Zettel und nahm das Paket entgegen. Ich komm ja so selten in die Stadt, sagte sie. Und die Buben wachsen zu schnell.

Mir geht's genau so, der Briefträger nickte. Die Meinen wachsen mir schon über den Kopf. Er deutete mit der Hand über seinen Scheitel. Im Zimmer hinter der Küche rumorte es, Thomas schob das Stockerl zurück. Ah, hast ihn herunter?, fragte der Briefträger. Ist gut, wenn er was zu tun hat, sagte die Frau. Sonst wird er mir noch ganz trübselig da oben in seiner Kammer. Und eine Hilfe ist er mir auch. Das würde man gar nicht glauben. Sie lächelte. Jaja, der Briefträger wackelte mit dem Kopf, Mein Gott, so schnell werden sie groß. Wieder das Rucken des Stockerls hinter der Frau. Das Schnauben von Thomas. Das Klappen des Pedals. Ich muss weiter, sagte schließlich der Mann und wandte sich zum Gehen. Auf Wiedersehen, Heidi. Und schönen Gruß an den Georg. Wann kommt er denn wieder? Zum Wochenende, rief die Frau, schon in der Tür zum Bügelzimmer. Bis bald.

*

Als sie in die Küche zurückkamen, schob die Mutter Thomas Richtung Lotterbett. So, jetzt gib't Jause. Weil du so tüchtig warst. Sie gab ihm seinen kleinen Löffel in die Hand. Dabei warf sie einen Blick auf die Uhr über dem Esstisch. Halb elf. Höchste Zeit. Thomas war an regelmäßiges Essen gewöhnt. Er wurde unleidlich, wenn er hungrig war. Wenn man ihn zu lange warten ließ. Während Thomas auf dem Lotterbett saß, aufrecht, an der Kante, die Hände auf den Knien, eilte die Mutter zum Fenster, nahm eine Flasche vom Fensterbett. Im Vorbeigehen griff sie nach einem Glas, stellte beides auf den Tisch, schob die Obstschüssel in die Mitte. Schnell rückte sie einen Sessel unter den Tisch, einen anderen zog sie heraus. Dann ging sie zu Thomas, berührte seine Schulter. Er

wartete einen Moment, stand auf und tastete sich, den Löffel nun in der Hand, zum Tisch. Fand den bereitgestellten Sessel, fuhr mit der Hand kurz über die Sitzfläche. Dann setzte er sich, legte den Löffel ab und die Hände auf den Tisch. Die Mutter schob Flasche und Glas näher, ebenso den Obstkorb. Thomas ertastete Glas und Flasche, den Verschluss. Er öffnete ihn, hielt kurz inne, griff dann nach dem Glas, brachte Flaschenhals und Glas in die richtige Position und füllte es mit Apfelsaft, ohne etwas zu verschütten. Sehr voll. Er überprüfte mit einer winzigen Geste, wie viel er eingeschenkt hatte. War offenbar zufrieden. Dann suchte er auf der Tischplatte weiter. Fand den Obstkorb. Fuhr über die Birnen, Äpfel und Bananen, nahm schließlich das Bündel, riss eine Banane herunter, legte die restlichen zurück in den Korb. Mit dem Fingernagel ritzte er die Bananenschale, zog sie ab und steckte die halbe Banane auf einmal in den Mund. Er mochte Bananen sehr gern. Wenn das so weitergeht, dachte die Mutter, muss ich den Toni morgen gleich wieder zum ADEG schicken. Was der Bub für einen Appetit hat. Und der Kleine auch. So schnell kann ich gar nicht kochen, wie die beiden essen. Sie nahm sich einen Apfel, rieb ihn an der Kleiderschürze blank und biss hinein. Dann saßen sie still. Kauten nur laut. Thomas wiegte den Kopf, die Mutter hielt den Apfelbutzen in der Hand und schaute ins Leere. So, sagte sie schließlich, jetzt müssen wir kochen. Hilfst du mir? Thomas wischte sich über den Mund.

*

Er saß gern vor der Kammertür, dort wo der Schlüssel steckte. Schmiegte sich mit dem Rücken an den Tür-